



Heinrich Sohnrey

Schöpke, Karl

Holzminden, 1949

Meister der Volkstumskunde.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83827](#)

Meister der Volksstumskunde

„Vergangenes und Gegenwärtiges für eine Zukunft bewahren zu helfen, in der vielleicht alle urwüchsige Sonderart eingeebnet wird, ist mein letztes Ziel.“

Sohnrey in „Die Sollinger“.

In den drei Jahrzehnten seiner Niedersachsenzeit entwickelte sich Heinrich Sohnrey, beginnend als „Lehrling“ in den Fünfziger Jahren, über den „Gehilfen“ der Nienhagener Lehrerzeit zum späteren Meister auf dem Gesamtgebiete der Volksstumskunde.

Selber ein Teil echten ländlichen Volksstums, ursprünglich ganz und gar in dieses eingehüllt, arbeitete er sich seit seiner Junglehrerzeit allmählich aus dieser Puppenhülle heraus und — als der gute Geist des Volksstums schwebte er dann ein Leben lang wie ein schöner hinter Falter über dem ländlichen Volkstum Gesamtdutschlands! Sein langes Leben stand ja auch genau an der Scheide der Jahre, da einer noch den ganzen Reichtum des ursprünglichen ländlichen Volkslebens kennen lernen konnte, aber auch schon dessen allmähliche Zersetzung miterlebte. Da ward

das Auge eines Sonntagskindes vom Lande, wie es Sohnrey war, besonders hellsehig und das Ohr besonders hellhörig für das Ursprüngliche und seine Wandlungen.

Heinrich Sohnrey besaß die wundervolle Gabe, die zahllosen äußerlichen Erscheinungen des dörflichen Volkslebens wahrzunehmen und festzuhalten und sich zugleich in die inneren Zusammenhänge einzufühlen. Diese Begabung war ebenso wissenschaftlich wie künstlerisch, erkennend und erfühlend. Dazu kam die warme, mitführende Art seines Wesens, welche wie eine Wünschelrute alle Herzen und Zungen löste, so daß die Umgesprochenen und Ausgefragten jede Scheu verloren und erzählten, erzählten . . .

Einer seiner Lehrerkollegen aus der Nienhagener Zeit, Weigand, begleitete ihn später einmal auf einer Volkstums- und Studienfahrt nach dem Weperdorf Nienhagen und beschreibt seine „Methode“:

„Und wie wußte er die Dorfbewohner zu fassen! Jede Großmutter, die an der Haustür stand, jede Frau am Brunnentroge, jedes Kind an der Straße wurde angeredet und zu einem kurzen Schwätzchen angehalten, und aller Augen verfolgten ihn befriedigt, wenn er weiterging. Am Abend veranstaltete der von ihm gegründete Gesangverein zu seinen Ehren einen Sonderabend. Da hieß es: ‚Heinrich-vetter, Ludwig-vetter, Konrad-vetter‘ usw. Und doch

war bei aller Herzlichkeit und Freude eine zwar unsichtbare, aber doch vorhandene Linie, die es nicht zu Ausartungen kommen ließ. Um zwei Uhr nachts gingen wir heim, kein Miston hatte die Freude getrübt."

In dieser seiner Art liegt das Geheimnis der geradezu unheimlichen Fülle volkskundlicher Beobachtungen und Feststellungen, die Sohnrey vornehmlich im südholnoverschen Gebirgslande, aber auch im gesamten deutschen Landvolk zusammentrug.

Eine zweite „Springwurz“ aber, die auch dem einfachsten und verschlossensten Menschen des Landes die Zungen löste, war seine eigene volkstümliche Erzählergabe. In dem Buch „Die Gollinger“ berichtet er von einem alten Oberholzhauer, der im allgemeinen eine Zugeknöpftheit an sich hatte, „die so ein alter Gollinger Waldbär Fremden gegenüber an den Tag zu legen pflegte“. Zwar hatte der alte Oberholzhauer durch seinen Förster schon manches Gute über den berühmten Gollingschriftsteller gehört, aber seine Zutraulichkeit und Redefreudigkeit erschloß Sohnrey doch vor allem durch sein eigenes lebendiges Erzählen: „Und dann erzählte ich, und dann erzählte er, denn will man so einen abseitigen Waldmenschen dahin bringen, sein Inneres aufzuschließen, muß man erst selbst etwas zu erzählen wissen, natürlich etwas, das sein eigenes Erleben berührt und verwandte Erinnerungen in ihm weckt.“

Was aber Heinrich Sohnrey turmhoch — ohne dieser sonst besonders hochzuschätzenden Forschergruppe nahtreten zu wollen — von den Volkstums-Wissenschaftlern unterscheidet, ist seine unübertreffliche Gabe, zu sagen und zu schreiben, was er im ländlichen Volksleben sah und hörte! Das, was er fast wissenschaftlich exakt und sorgfältig erforschte und zusammenstellte, hat er dann jedesmal in harmonischer, Wärme und Leben spendender, durch und durch dichterischer Form wiedergegeben.

Meist verwob er als ganz selbstverständlich das Volkskundliche mit einer packenden oder ergreifenden „Geschichte“. So, wenn in „Friedesinchens Lebenslauf“ die Kinder von der Mutter in den Wald geschickt werden, um dem holzhauenden Vater das Essen in den Gebirgswald zu bringen. Bei diesem Waldfang wird da der ganze Kuckucksglaube des Volkes lebendig:

„Wie der Wald, der liebe schöne grüne Wald uns wieder grüßte! Er leuchtete, rauschte, grünte, blühte und duftete, schwirrte und jubelte — o, es ist nicht zu sagen, wie's war — nicht nur um uns sondern auch in uns. Horch! Still! Hört ihr drüber in den Buchen? Wie gebannt lauschten wir: ‚Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!‘ kam's von oben her, erst noch fern, nun auf einmal ganz nahe. Unbeschreiblich war unsere Wonne, und wir jauchzten und schrien: ‚Kuckuck, mit Wost und Speck up!‘ Dann kehrte

ein jeder seine Taschen um, ob sich nicht ein Stück Brot darin finden möchte. Es fand sich leider keins und das war traurig; denn wer beim ersten Kuckucksruf kein Brot in der Tasche hatte, der kriegt auch das ganze Jahr keins hinein."

„Still, was uns der Kuckuck sagen will? Ich (Friedesinchen) fing an:

„Kuckucksknecht seg meck recht:
Woveel Jahr eck leben möcht?
Beläg meck nech,
Sonst bist de rechte Kuckuck nech!"

Dann kam Lorchen mit der Frage:

„Kuckuck, Speckbuck, segg meck doch,
Woveel Jahre lew ich noch?"

Darauf unser kleiner August:

„Kuckuck up den Weggen
Woneer soll eck freggen?"

Und so ging's fort, bis jeder von uns wußte, wie lange er zu leben hatte, wann er Gevatter werden und wann er freien werde... War uns die Auskunft nicht nach der Mühe, so trösteten wir uns, daß es der liebe Gott doch wohl besser wisse. Nur unser August machte, als ihm der Kuckuck die Hochzeit noch ganze zehn Jahre hinaussetzte, im ersten Augenblick den Mund so dick, als ob ein Schöck Hühner darauf sitzen sollte..."

Und so sind nicht nur „Friedesinchens Lebenslauf“, „Philipp Dubenkopps Heimkehr“, noch mehr aber die kleinen Erzählerbände wie „Im grünen Klee — im weißen Schnee“, „Die hinter den Bergen“, „Wenn die Sonn aufgeht“, „Draußen im Grünen“, „Das lachende Dorf“ reich gefüllt und gewürzt mit Schilderungen und Andeutungen von Volksweisheit, Gebräuchen, Sitten und Glaubenserscheinungen. Es sind wahre Fundgruben für Stoff auf dem Gebiete der Volkstumskunde!

Noch mehr sind natürlich seine eigentlichen Volksstudien wundervolle Quellen volkskundlichen Wissens: „Die Gollinger“ (Volksbilder aus dem Gollinger Walde 1924) und „Tschiff, tschaff, toho!“ (Gestalten, Sitten und Bräuche, Geschichten und Sagen aus dem Gollinger Walde 1929) „Österfeuer“ 1917, „Feste und Spiele des deutschen Landvolkes“ usw. Besonders das Werk „Die Gollinger“ ist ein Meisterstück volkskundlicher Sammeltätigkeit und wirkungsvoller Darstellung. Hier zeigt sich der Meister der Volkskunde Heinrich Sohnrey, der in seiner Bedeutung nur noch von dem Altmeister W. H. Riehl überboten werden kann. In diesem Buch steckt ein Stück Lebensarbeit, indem der Stoff hierfür größtenteils bereits in der Nienhagener Dorflehrerzeit (1879 bis 1886) erlebt und gesammelt worden ist. Damals schon, 1883, kündete Sohnrey in einem Aufsatz in der Göttinger Grubenhagenschen Zeitung ein

„demnächst erscheinendes Werk“ an: „Die Gollinger in Sitte, Sang, Sage und Sprache“. Doch der Weg aus Niedersachsen ins „Reich“ hat ihn Jahrzehnte lang von der geplanten Arbeit abgehalten. Die außerordentliche Fähigkeit des Niedersachsen Sohnrey zeigte sich aber im Festhalten an diesem Plan: Von Berlin aus ab 1895 hielt sich Sohnrey in seinen Urlaubszeiten immer wieder im Golling auf, durchforschte ein Gollingdorf nach dem anderen, durchradelte 1922 zu ergänzender Vollendung nochmals sechs Wochen lang den ganzen Golling und gab dann 1923 das Werk „Die Gollinger“ heraus, auf das manche seiner Freunde 40 Jahre gewartet hatten!

Es gibt nichts im ländlichen Volksleben, das Sohnrey nicht in den Bereich seiner lebendigsten Anteilnahme, Erforschung und Darstellung gezogen hätte.

Meist nur mit wenigen Sätzen, aber höchst anschaulich und beseelt zeichnet Sohnrey die Landschaft, welche ein Dorf oder Haus umgibt. Keinen Baum, keinen Strand, keinen Vogel, den dieses Dorfkind nicht erlebt hat, so daß er, wenn ihm das Menschliche nicht weit näher gelegen hätte, ein hervorragender Tierschriftsteller hätte werden können. Zeigt es nicht auch von einer wunderbar feinen Naturbeobachtung, wenn er bei Nacht hören konnte, ob der Wind durch den Roggen — oder ein Gerstenfeld streicht. (Ich hörte das zum ersten

Mal von ihm selbst auf unserm Heimweg von seinem Schrebergarten in Steglitz). Auch auf dem Gebiete der Naturbeobachtung war er eben ein Sonntagskind!

Als Dichter hatte er natürlich einen besonders scharfen Blick und ein besonders feines Gehör für die Wesenszüge der ländlichen Menschen. Sei es des Einzelmenschen, sei es eines Dorfes, sei es einer ganzen Landschaft. Alle seine Erzählungen und Schilderungen sind sprechende Zeugnisse hierfür. Er kennt nicht nur die Eigenarten aller Menschen und Menschentypen, mit denen er zu tun hatte, sondern er kennzeichnet sie auch überraschend gut. Wie wunderbar steht der alte Gollinger Oberholzhauser Kraus vor uns, wenn dieser erzählt: „Ich habe keine Gastwirtschaft gekannt, sondern Tag und Nacht gearbeitet“. Oder wenn Sohnrey von ihm berichtet: „Ich sprach platt, er hochdeutsch, und so oft ich ihn ermunterte, nur platt zu sprechen, so oft verfiel er doch immer wieder ins Hochdeutsche; denn er hatte sich in der langen Zeit seines Waldlebens nun einmal angewöhnt, mit ‚gebildeten Leuten‘ hochdeutsch zu sprechen.“

Wie stand nun der Volkstumsforscher und Heimatdichter Heinrich Sohnrey zur plattdeutschen Sprache seiner niedersächsischen Heimat? Man könnte meinen, daß er, der im Gegensatz zu Fritz Reuter oder Hinrich Fehrs zumeist hochdeutsch

schrieb und dichtete, weniger Sinn für die unerlässliche Bedeutung des Plattdeutschen gehabt hätte.

Das wäre ein ungeheurer Irrtum! Er, der alles Bodenständige, Eigentümliche, Hergebrachte treulich hegte und pflegte, er, der fast noch mehr als mit seinem klaren Auge mit seinem feinen Ohr aufnahm und erlebte, wie hätte er kein großer Werteschäfer der einzigartigen plattdeutschen Sprache sein sollen.

Nun, das Gegenteil beweisen schon seine heimatlichen Erzählungen und Berichte zur Genüge. Sie sind durchsetzt mit plattdeutschen Brocken, Aussprüchen, Redensarten. Kennzeichnenderweise ist dies am wenigsten in dem frühesten und sprachlich noch unreifen Werk „Hütte und Schloß“ der Fall. Aber schon in „Friedesinchen“ tauchen hübsche, plattdeutsche Sprüche und Redensarten auf, wie wir oben vom Kuckuck gelesen haben. Oder, wenn ein Mann wie Meister Bannewitt jede Nede beginnt mit „Tunnen und Tappen! Et schallder schien un mauter schien un ischer oof . . . !“, dann steht dieser verbohrte Fanatiker ganz anders vor uns, als wenn ihn Sohnren hochdeutsch gekennzeichnet hätte.

In den kleinen Erzählungen ist dies noch weit mehr der Fall, so wenn jemand ruft: „Kuket, kuket Leue, doort ritt dei Hunnenkönig!“ Oder wenn jemand den wiederauftauchenden Lorenheinrich fragt: „Bringest döu üsse k af 'n gaut Freijahr mee?“

In der Erzählung „Zwei Kirchhofskreuze“ erzählt der alte Schmied Brackelmann die tragische Geschichte überhaupt nur in Platt und beschließt sie mit den Worten des alten Dederding: „Döu maust stärten leive Baum, denn min Hus is eschännet!“ rief er zu der Eiche hinauf. „Döu sast as Kruze up Unnecken sinen Grave stahn; en Kruze soll dat wären, san grot und san swar, as 't up kenen andern Kerkhove steit und wo kein Wind und kein Waer wat anne bleiken un e brökeln kann . . . !“

Noch mehr kommt natürlich die plattdeutsche Sprache zu Ehren in dem volkskundlichen Meisterbuch „Die Gollinger“, wo fast alle unmittelbaren Aussprüche und Redensarten der Einheimischen nur im Gollinger Platt wiedergegeben werden. So, wenn ein alter Soldat dem Pastor, der in einer Grabrede (mit gutem Grund) das Schnapstrinken geißelte, zuruft: „Da versteihst Du niz von, wi könnt nich alle Water supen, asse Du deihst!“

Anders als andere berühmte Mundartdichter gibt Sohnrey jedesmal, sowohl in seinen Geschichten als in seinen Schilderungen genau das Platt wieder, das der oder die Betreffende gesprochen hat oder gesprochen haben würde. Sohnreys Ohr hörte dabei die feinsten Unterschiede von Landschaft zu Landschaft, von Dorf zu Dorf, ja von Person zu Person heraus. Er schreibt: „Wenn an fremden Orten wie gelegentlich bei Holzauktionen verschiedene Dorflente

versammelt sind, erkennt man sie an dem Unterschied der Sprachweise sehr schnell auseinander. Die Schoninger auf der Jagd rufen: „Haha, haha!“ Die Ferlichhäuser „Hehe, hehe!“ Ein Ferlichhäuser sagte, als er zufällig das hörte: „Da sein welche von unsen under, dei räupet: „Hehe, hehe!“

Übrigens hat Sohnrey auch andere plattdeutsche Mundarten sehr genau erfaßt und wiedergegeben, so das Mecklenburger Platt in „Das lachende Dorf“. Dort spricht die prachtvolle „Stövhäses Mudder“, die er 1918 aufsuchte, nur platt. Diese Frau erzählte gern und gut viele Märchen, Sagen und merkwürdige Geschichten. Stößt sie in ihren berühmten Erzählungen auf Dinge, die ihr unchristlich erscheinen, („Dö hät de Düwel son Macht hat“), dann pflegt sie, namentlich wohl mit Rücksicht auf die anwesende Frau aus dem Pfarrhause, immer entschuldigend zu betonen: „Dat is all vor Christi Geburt west — aber miene Großmudder hätt 't noch belebt!“

Ja, fast unglaublich: Sohnrey hat sich während seiner Freiburger Zeit sogar in süddeutsche Mundarten hineingehört. In seinem „Das lachende Dorf“ hat er auch den „Lustigen Pfälzern“ ein Kapitel gewidmet und sie in ihrer Mundart vorgeführt: Oder klingt's nicht ganz „echt“, wenn er den Bauer Guck selber, der seinen Knecht an einem langen Seil unten im Brunnen festhielt, plötzlich rufen ließ: „Wart mol'n bissel, ich will grad in die Händ spucke!“

Für Heinrich Sohnrey gehörte eben die Mundart zum ländlichen Menschen wie das Zwitschern zum Singvogel! Wohlgemerkt aber: Er hat nur echte Mundarten wiedergegeben, kein vermanachtes Hochdeutsch, wie es leider in ganzen Landschaften gesprochen wird.

Als vollkommener Meister der Volkskunde hat Sohnrey im Leben des von ihm geschilderten Landvolkes, also vornehmlich Südhannovers, wahrhaft alles erfaßt mit Auge und Ohr, mit Herz und Hirn, was besonders war an diesen Menschen und was sie vor den durchschnittlichen Zivilisationsmenschen vorans hatten. Ihr ganzer Lebenslauf von der Geburt und Taufe über Konfirmation, Liebe und Hochzeit bis zum Altenteil und zum Begräbnis, mit allen seinen Anschauungen, Glaubensanführungen, Sprachausdrücken, Liedern, Bräuchen und Gewohnheiten lag wie ein aufgeschlagenes Buch vor seinem geistigen Auge, und er verstand es wie kein Zweiter, andere darin lesen zu lassen! Auch der dörfliche Jahreslauf, beginnend bei den Zwölfnächten mit Weihnachten und Neujahr, fortschreitend zur Fastnachtszeit und zum Osterfeste, weiter über Pfingsten und Johannistag bis zur Kirmes, alle diese uralten, heiligen und unheiligen Feste waren in seinem Geist lebendig, und machte er den Mitmenschen lebendig.

Dazu kommen außergewöhnliche Fest- und Feierzeiten wie Schützenfeste, Richtfeste usw.

Überblickt man diese bunte Fülle von Bräuchen und Gewohnheiten, von herkömmlichen Anlässen zum Essen und Trinken, Singen und Tanzen, von sinnigen Einkleidungen der Berufsarbeiten: des Hirtenlebens, des Gras- und Getreidemähens, der Flachsbereitung, des Spinnens und Webens, des Backens und Schlachtens, des Bucheckernlesens, Zwetschkenentsteinens — und Federschleißens, so ist man wahrhaft überwältigt von der Fülle der Lebenspoesie und Lebensfreude, die noch vor 50—70 Jahren das deutsche Landvolk durchpulste, zumindest in vielen Landschaften des deutschen Volksbodens!

Es war schon so, wie Oberholzhauer Kraus 1917 unserm Sohnrey erzählt hat: „So schlecht, wie es früher war“ (er meinte die Armut und den schweren Lebenskampf der durchschnittlichen Landbevölkerung), „so waren die Leute dabei doch alle munter und fidel, Spiel und Tanz und Scherz und Lustigkeit war damals mehr im Dorf als heute, selbst bei Hochzeiten, die mit Pfeffer und Salz gefeiert wurden. Man hatte nur wenig Geld, machte sich darum auch nur wenig Kosten. Zur Kirmes oder zum Pfingstbier ging man im einfachen blauen Leinenkittel, den man noch selbst gewebt hatte, und da jauhzte es sich noch mal so schön als in dem städtischen Bukskinrock und dem steifen weißen Vorhemd mit Stehkragen!“

So der weise Oberholzhauer. „Hat er nicht recht, der alte Oberholzhauer Kraus im Gollinger Walde?“, fragt Sohnrey.

Ta, es ist schon so: Das Leben und Arbeiten auf dem Lande war damals hart, sehr hart und überaus karg. Aber innerlich sprudelten zahllose Quellen der Lebenskraft und Lebensfreude, und äußerlich boten Alltag und Festtag, Arbeit und Feierabend zahlreiche immer wiederkehrende Gelegenheiten, das Leben schön und froh zu empfinden. Sprechen wir es einmal psychologisch aus: Die einfachen Leute auf dem Lande waren trotz sehr realer Denkweise dazumal gegen heute unvergleichlich größere Idealisten. Und zwar praktische Idealisten, die ihre Ideale in die Wirklichkeit umsetzten. Oder kann man sich heute einen solchen Idealisten, das heißt einem sittlichen Ideale nachstrebenden Mann vorstellen wie den Vater des Oberholzhaners Kraus, der manchmal seinen Kindern zu sagen pflegte: „Kinder, wenn je jāk abends ruhig te Bedde leggen könnt und hewivet öak wegger niß al 'n Stücke dräge Bräad, denn seid herzlich tefreen“ . . .*)

Und nun noch ein Wort zu Sohnreys Stellung zum „Überglanben“ des Landvolkes. Er ist

*) Kinder, wenn Ihr Euch abends ruhig zu Bett legen könnt und habet auch weiter nichts als ein Stück trockenes Brot, dann seid herzlich zufrieden.

ja seit alters und bis heute auch eine bedeutungsvolle Lebensäußerung des Volkstums, und nicht nur des ländlichen gewesen. Was ist „Uberglauben“? Zunächst: Wir setzen hier das Wort in Gänsefüßchen, weil wir damit von vornherein dartun wollen, daß die herabsetzende, naserümpfende oder gar verächtliche Art und Weise, wie man meist diesen Begriff denkt und ausspricht, durchaus falsch ist, denn der „Uberglaube“ ist auch ein echter Glaube. Wofern man unter Glauben eine tiefinnerste Überzeugung von Mächten und Kräften versteht, die jenseits der bekannten Sinnesthülle wirken. Das Vorhandensein dieser Mächte und Kräfte läuft zwar (scheinbar) dem Verstande zuwider, der sich eben nur mit dem Verstehen der sinnlich wahrnehmbaren oder messbaren Tatsachen beschäftigt, aber der Glaube an dieses Vorhandensein stützt sich in der Regel nicht weniger auf Erfahrungen, als es der Verstand zu tun glaubt. Wenn eben die meisten Menschen eines Dorfes oder einer Gegend durch Geschlechterfolgen immer wieder erfahren haben, daß das Besprechen (oder wie es im Solling heißt: Bääute daun) praktisch hilft, dann ist dieser „Uberglaube“ wahrhafter als der „wissenschaftliche“ Beweis, daß es „unmöglich helfen kann“!

Sohnrey berichtet darüber aus seiner eigenen Jugend: „Ich litt als Junge an einer starken Erkältung und meine Mutter ließ darum vom „Berge“

die Lottenweesche kommen, die Krankheiten besprechen konnte und viel Erfolg damit hatte. Sie kam, die kluge Alte, sah mich an und sagte: „Dä Junge hätt das Hilge (Erysipelas) overn dover (über und über)“. Dann strich sie mir mit ihrer schwieligen Hand sanfte Kreuze übers Gesicht, pustete mich an und flüsterte dazu, ohne daß man das Geflüsterte verstehen konnte. Der Erfolg ließ dann auch nicht lang auf sich warten, ich wurde wieder gesund!“

Kein Zweifel, daß Sohnrey auch sonst bei seinen volkskundlichen Erfahrungen und Forschungen wieder und wieder die Wirksamkeit des Besprechens festgestellt hat.

Beim Lesen seiner volkskundlichen Darstellungen über das Besprechen und andern „Aberglauben“ hat man das Gefühl, daß Sohnrey selbst von einem erheblichen Teil dieses „Aberglaubens“ überzeugt ist, weil er die Wirkungen zu oft erfahren hat, zum andern, weil er als echter Dichter in Gründen hineinschaut, an denen „reine“ Wissenschaftler blind vorbeilaufen. An einer Stelle läßt er einen Alten sagen: „Wer keinen Aberglauben hat, hat auch keinen Glauben!“ Und von der Großmutter Schaper, die aus vielen Anzeichen einen Todesfall voraussagte, erzählt Sohnrey: „Nein“, erwiderte sie ruhig, wie der nur erwidern kann, der seiner Sache völlig gewiß ist, (das ist kein Aberglaube), „das ist die Zeichensprache Gottes.“

Auf alle Fälle ist es das unendliche Verdienst Sohnreys, der Volkstumskunde in einer Weise Bahn gebrochen zu haben, wie dies seit W. H. Riehl nicht mehr der Fall war. Von ihm, dem Grossen und Schüler des südosthannoverschen Waldgebirges, gilt fast prophetisch das Wort Heinrich Riehls: „Solange es Volksgruppen gibt, deren volle jugendliche Triebkraft noch halb im Schlummer liegt gleich der Triebkraft ihres heimischen, vom Urbau noch nicht ausgesogenen Bodens, Volksgruppen, die noch in den Flegeljahren der Kulturgeschichte stecken, solange soll man noch nicht vom Ende Deutschlands reden. Wenn die Mittagssonne der Zivilisation die Ebenen bereits versengt hat, dann wird von den kulturarmen Berg- und Hochländern der Odem eines ungebrochenen, naturfrischen Volksgeistes wie Waldesduft wieder neugelebend über sie hinwehen“.

Heinrich Sohnrey, der „Gollinger“, war für das deutsche Volk eine gottgesandte Verkörperung eines solchen Odems.